

ALBUM-CHECK I

Klassik

Stjepan Hauser
London Symphony Orchestra
„Hauser“
Classic/Sony



Als es 2Cellos noch gab (vielleicht gibt es sie ja sogar noch), groovte Stjepan Hauser an der Seite seines

kroatischen Landsmanns Luka Sulic durch die Hits von Sting, Coldplay, Elton John und Co. Jetzt hat sich Hauser selbstständig gemacht, als „Hauser“. Und spielt, besser: performt Klassik. Oder sagen wir: Was er uns glauben machen will, was Klassik sei. Denn die dem Ausnahmecellisten und dem großen Sound-Apparat des London Symphony Orchestra auf den Leib geschriebenen Arrangements von Nick Patrick und Robin Smith haben mit den Originalen so viel oder wenig zu tun wie Äpfel mit Äpfelwoi – das eine ist knackig, fruchtig, gesund, vitalisierend, das andere macht besoffen. Wir lauschen den unsterblichen Melodien aus Tschaikowskys „Nussknacker“ und „Schwanensee“, dem „Lacrimosa“ aus Mozarts „Requiem“, Händels „Lascia ch'io pianga“, Puccinis „Nessun dorma“, der unvermeidlichen „Air“ von Bach. Und sind Hals über Kopf versunken in eine watteweiche Wohlfühlwelt, die ganz ohne legale oder illegale Drogen nur über die Ohren die Sinne vernebelt. Hauser macht das phantastisch, singt auf seinem Cello sanft und schön, sentimental und dramatisch ganz nach Belieben, liebt all die Register seines Instruments, kann alles. Wenn nur diese Soße, dieser Schmalz nicht immerzu aus allen Ritzen trüben würde, man könnte sogar als eingefleischter Klassik-Liebhaber an diesen süffigen, bis ins Letzte kalkulierten Arrangements Gefallen finden. So aber ist Hauser was für die Pop-Charts. (ark)

Klassik

Simone Kermes
„Inferno e Paradiso“
Sony



Die Sopranistin Simone Kermes ist für ihre extravaganteren Auftritte bekannt, wobei sie sich wie Cecilia Bartoli mit großer Hingabe Randbereichen der barocken und frühklassischen Oper widmet. Ihre perfekte Stimmtechnik einschließlich geläufiger Koloraturkünste prädestiniert sie auch für Ausflüge in die kühnsten Gefilde akrobatischer Gesangsabenteuer. Aber alles ist von großer Seriosität und hohem Verantwortungsbewusstsein geprägt. Das gilt auch für ihr jüngstes Arien-Recital, das Werke von Bach bis Lady Gaga enthält. Thematisch kreisen die 14 ausgewählten Gesänge der „Inferno e Paradiso“ betitelten CD um die sieben Todsünden und deren Gegenteil. So paaren sich etwa Musikbeispiele zu den Themen „Hochmut und Demut“, für die Simone Kermes Led Zeppelins „Stairway to Heaven“ mit Bachs „Erbarme dich“ aus der „Matthäus-Passion konfrontiert. Für „Wollust und Keuschheit“ wählte sie Lady Gagas „Poker Face“ und eine Arie aus Händels „Trionfo del Tempo“ aus. So skurril die Paarung von Udo Jürgens „Aber bitte mit Sahne“ mit Vivaldis „Gelido in ogni vena“ anmuten mag: Thematisch haben die Kombinationen Sinn, und die von Jarkko Riihimäki geschickt barock aufbereiteten Arrangements der modernen Songs bestätigen die Ansicht von Simone Kermes, dass die Songs mehr barocke Substanz enthalten als erwartet. Gesanglich präsentiert sich Kermes zusammen mit dem flexibel aufspielenden „Amici Veneziani“ in guter Form, auch wenn ihr hohes Timbre in manchen Gesängen ein wenig gewöhnungsbedürftig ist. (P. Ob.)

KONTAKT

Kulturredaktion

☎ 0241 5101-429
🕒 Mo. - Fr. 10-18 Uhr
✉ kultur@medienhausaaachen.de

Mit Freiheitsdrang und Menschenliebe

Stoppok ist eine ehrliche Haut, immer direkt, immer engagiert. Das hört man auch seinem neuen Album „Jubel“ an.

VON MICHAEL LOESL

AACHEN „Jubel“ hat Stefan Stoppok sein neues Album genannt. Und weil der Sturste unter den deutschsprachigen Liedermachern Jubiläen lieber umgeht, erklärt er auch gleich, dass es eigentlich überhaupt nichts zu feiern gibt. Außer den elf neuen Liedern selbst, versteht sich, die natürlich en gros aus seiner Feder stammen.

Er singt, was ihn beschäftigt

Dabei könnte er, wenn er wollte, in diesem Jahr tatsächlich den Jubilar geben. Vor 40 Jahren erschien sein Albumdebüt „Erfrischungen“, das der Sänger Ende der 70er Jahre in England mit seiner damaligen Stender Band aufgenommen hatte. Indie war damals das Gebot der Stunde auf der Insel, und Stoppok, der Widerborstige mit der empathischen Seele, deklarierte freudig seine eigene musikalische Unabhängigkeit. Jahre später hat er zwar auch mal die Unterstützungsmöglichkeiten eines der großen Plattenlabels ausgetestet. Aber nach ein paar Alben zog er die Konsequenzen aus den ewigen Diskussionen um Marktpräsenz und Demografie. Er gründete sein eigenes Label, das er bis heute betreibt. Auch, um über das Singen zu können, was ihn beschäftigt.

So platt es sich auch lesen mag, aber für den gemeinen Popmusikant ist es nach wie vor keine Selbstverständlichkeit, sich frei vermitteln zu können. Stoppok kann, und er kostet seine Freiheit bisweilen dergestalt aus, dass es schmerzt. Jüngstes Beispiel: Der Song „Lass sie rein“ vom neuen Album. Zur akustischen Gitarre singt er über die konstruktive Energie der vielen Hilfeleistenden, denen das Schicksal von



Widerborstig, aber mit empathischer Seele: Das ist Stoppok.

FOTO: THOMAS WILLEMSSEN, LOKOMOTIV.DE

Menschen, die ihr Zuhause verlassen mussten, nicht egal ist. Das Video zur gleichnamigen Single ließ er aus Original-Filmaufnahmen der zivilen Seenotrettungsorganisation Sea-Watch schneiden.

Ums Verbreiten einer Botschaft sei es ihm gar nicht gegangen, als er das Lied schrieb. Ein naives Gefühl habe zu der Nummer geführt, sagt er. Im Ruhrgebiet mit schlesischer Abstammung aufgewachsen, war er dort genauso Teil der Gemeinschaft wie die vielen südeuropäischen Zuwandererfamilien, die immer noch da leben. In seinem Pass stand trotz Geburtsort Hamburg

lange „Heimatloser Ausländer“. In der Erinnerung an seine eigene geografische Sozialisation überkam ihn beim Betrachten der Sea-Watch-Bilder, in denen Flüchtlinge aus dem Meer gerettet werden, der Gedanke „wie krank das eigentlich alles ist: Mein Haus, mein Land und so weiter.“

Daraus entstand jener Song, der umgehend einen Sturm der Entrüstung nach sich zog. Die Drohungen, denen Stoppok sich ausgesetzt sah, wurden derart massiv und persönlich, dass er die Kommentarfunktion im Youtube-Kanal ausschalten musste. Seiner Lebensgefährtin wurden Vergewaltigungen prophezeit, andere „Kommentatoren“ des Videos verstiegen sich in die Verschwörungstheorie, Stoppok sei vom amerikanisch-ungarischen Milliardär George Soros finanziert.

„Mir wurde speiübel beim Lesen der kurzen Pamphlete“, erinnert sich der Musiker. „Vor allem, weil mir die Reaktionen auf das Lied deutlich zeigten, wo wir als Gemeinschaft im Moment stehen.“ Natürlich könne man argumentieren, dass er in der

derzeit polarisierten Gesellschaft einen solchen Text erst gar nicht hätte publizieren sollen, meint er. „Aber dann wären wir in der gleichen Situation wie zum Ende der Weimarer Demokratie. Ich finde, unsere Zivilgesellschaft braucht all die kleinen Lieder, die winzigen Mosaiksteinchen, die den Schmäh-schriften im Spucknapf Internet mit Menschlichkeit widersprechen.“

Seine Menschenliebe lässt Stoppok deutlich in der musikalischen Gestaltung von „Jubel“ erkennen. Von vernünftig gestimmter Archtop-Gitarre wird die Internet-Satire „100 Mio Follower“ geleitet. Reichlich konstruktive Feinsinnigkeit streut das farbenprächtige Arrangement des Folkrock-Songs „Mal dein Herz an“. Immer wieder geht's ums Gefühl auf „Jubel“. Ein Merkmal, sagt Stoppok, dass ihm letztlich immer wichtiger war als die konkrete textliche Aussage. „Als ich zum ersten Mal Hendrix hörte, verstand ich ihn nicht, weil mein Englisch zu schlecht war. Aber ich habe gefühlt, was er aussagte. Vor allem traf mich beim Versuch,

ihn nachzuspielen, unmittelbar die Erkenntnis, es besser bleiben zu lassen“, lacht er.

Ein wesentliches Merkmal von „Jubel“ ist Stoppoks Versuch, dem, wie er es nennt, „digitalen Brett“, sprich dem Lautstärkewahn, einen ausgewogenen Klang entgegenzusetzen. „In der Musik ist es genauso wie bei euch in den Medien“, sagt er. „Alle wollen immer noch lauter werden, alle suchen nach dem sogenannten ‚Aufhänger‘, weil wir alle um Aufmerksamkeit buhlen“, führt er spöttisch aus. Mit Hohn bedenkt er auch das Sammeln alter, teurer Gitarren als Wertanlagen. Es sei pervers, dass sich nur Zahnärzte und Anwälte, aber kaum Musikschaffende seltene Les Paul Goldtops leisten können, meint er. „Steffi Stephan, Lindenberg's Bassist, und ich wollen deshalb zum Gegenschlag aushohlen und eine Zahnarztpraxis eröffnen. Dann werden wir mit richtig schönem, altem Amalgam arbeiten“, feixt er. Wenn das kein Grund zum Jubeln ist!

„Unsere Zivilgesellschaft braucht all die kleinen Lieder, die winzigen Mosaiksteinchen, die den Schmäh-schriften im Spucknapf Internet mit Menschlichkeit widersprechen.“

Stoppok

ZUR PERSON

Bislang sind 24 Alben von ihm erschienen

Stefan Stoppok wurde am 21. Februar 1956 in Hamburg geboren. Zu seiner ersten, in England gegründeten Band zählte unter anderem der ehemalige Steeleye-Span-Schlagzeuger Nigel Pegrum. 1982 kam er zurück nach Deutschland. Seither firmieren er und seine Band ausschließlich unter dem Namen Stoppok. Bislang sind 24 Alben von ihm erschienen. Mit „Popschutz“ (2014) und „Operation 17“ (2016) konnte er

seine bislang höchsten Charts-Platzierungen verbuchen.

Als Filmmusikkomponist steuerte er 1996 die Musik zum Sönke-Wortmann-Film „Das Superweib“ bei. Peter Thorwarths Komödie „Was nicht passt, wird passend gemacht“ wurde 2002 ebenfalls mit Stoppoks eigens komponierter Musik unterlegt.

Am 20. März 2020 werden Stoppok und Band ihr neues „Jubel“-Programm live im Kölner Gloria vorstellen.

ALBUM-CHECK II

Country-Rock

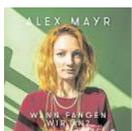
The Cadillac Three
„Country Fuzz“
Big Machine/Universal



Hoch die Tassen! Das Rockmusikerleben macht seit jeher durstig, insbesondere, wenn man auf den Country-Roads des amerikanischen Südens, genau gesagt in Nashville zu Hause ist. Standesgemäß starten die drei gestandenen Männer von The Cadillac Three mit einer Trinkerhymne in ihr neues Album, die schon mal alles zusammenfasst, was ihre Musik ausmacht. Riffintensiv und jaulend in der Saitenarbeit, whiskeygetränkt in der Stimmenausrichtung, gradlinig in der Beats-Auffassung, ist das Trio Lynryd Skynyrd, ZZ Top und der schlammigen Version von Garth Brooks auf der Spur. Bis „All The Makin's On A Saturday Night“ erstaunlicherweise den Funkrock-Ansatz von Prince zitiert – natürlich damit die Ladys schütteln, was es zu schütteln gibt. Wie schön, dass es Klischees gibt, die überall auf der Welt verstanden werden! Aber das Trio ist kein Abziehbild einer Südstaatenrockband. Dafür gehen sie viel zu offensichtlich mit hochgezogener Augenbraue ans Werk. Und zu progressiv. (ML)

Pop

Alex Mayr
„Wann fangen wir an?“
Alex Mayr Rekorder



Sie war im Vorprogramm von Sophie Hunger zu sehen, hat für den Rapper Casper gesungen und arbeitet als Gesangslehrerin. Wäre das alles gewesen, müsste man von Talentverschwendung reden. Alex Mayr ist nämlich auch eine famose Liedkomponistin. 13 intelligente, poetische und amüsant-übergeschnappte Popsongs hat die Frau für ihr Einstandsalbum getextet und eingespielt. Ihre Stimme präsentiert sie darin als vielseitig nutzbares Vehikel. Wenn ihr danach ist, zitiert sie den stoischen Duktus von Annette Humpe zu seligen Idealzeiten. „Ich hol' mir Döner mit viel Knobli, mein Leben riecht wieder nach mir“, singt sie im Beziehungsende-Pamphlet „Deine Schuhe“ zu entrüstet klingender Hammondorgel. Und wenn es dann doch glühend gefühlig wird, wie in der düsteren Ballade „One Way Ticket“, prallt ihr Gesang haarscharf am Herz ab. Nur wer die Popmusik allumfassend verstanden hat, kann sie so fortschrittlich spleenig, so variantenreich klingen lassen wie Alex Mayr. (ML)

Pop

Marla Glen
„Unexpected“
Mohr Publishing/Soulfloor



Marla Glens Stimme hört man aus Tausenden sofort heraus – rau-chig, kehlig, sonor, kreischend oder schmeichelnd. Alle Stilarten veredelt Glen mit besonderer Note. Ob Rock, Blues, Soul, Jazz, Ethno oder bei Ausflügen ins Poppige (der Song „Believer“ wurde gar C&A-Werbespot) – Glen bleibt sich stets treu. Auch auf „Unexpected“ gibt es daher eher keine Überraschungen. Was durchaus als positiv zu bewerten ist. Warum auch bewährte Pfade verlassen? Der Ruf nach immer Neuem hat nicht in jedem Fall auch Besseres hervorgebracht. Marla Glen ist im besten Sinne des Wortes auch auf dem siebten Studioalbum und unterstützt von einer erstklassigen Band konservativ. Unverwechselbar eben, was in diesem Fall gleich doppelt passt. Denn auch das Bühnenoutfit ist bewährt. Nadelstreifenanzug, Krawatte, flippiger Hut. So wird auch „Unexpected“ auf Tour promotet, die unter anderem am 29. Mai in die Kölner Kantine führt. Das Rezept für einen großen Konzertgenuss ist also stimmig. (alp)

Rock

Green Day
„Father Of All ...“
WMG



Die US-Punker von Green Day haben ein neues Album. Selbst Fans werden das aber wohl eher am Namen auf dem Cover erkennen als an der Musik. Denn so wie auf ihrem 13. Studioalbum „Father Of All ...“ (die Pünktchen ersetzen „Motherfuckers“) hat die Band sich noch nie angehört. Zumindest für diejenigen, die neue Green-Day-Klassiker wie „Know Your Enemy“, „American Idiot“ oder (die älteren erinnern sich) „Basket Case“ erwartet haben, ist ein eher gewöhnungsbedürftiger Mix herauskommen: dreckiger Punk, Rock-Hymnen, ein bisschen Indie und eine Prime Pop. „Meet Me On The Roof“ könnte auch aus den Nullerjahren und von den Kooks stammen. „I Was A Teenage Teenager“ klingt wie Weezers „Buddy Holly“. Passenderweise gehen beide Bands zusammen auf Tournee. Aus einer ganz anderen Ecke kommt „Stab You In The Heart“. Das ist richtig guter alter Rock'n'Roll. „Sugar Youth“ ist der Song, in dem die klassische Green-Day-DNA noch am ehesten erkennbar ist. (brs)

Neo-Klassik

Dirk Maassen
„Ocean“
Sony Classical



Die Ziehkinder von Ludovico Einaudi geben offensichtlich niemals Ruhe. Und das, obwohl sie, ganz im Sinne des Italieners, am laufenden Band klanggewordene Ruhe produzieren wollen. Oder, je nach Sichtweise, auch das groß inszenierte Nichts. Das Einstandsalbum des gebürtigen Aacheners Dirk Maassen beim Klassik-Ableger von Sony Music folgt der Rezeptur der momentanen Neo-Klassik-Helden Einaudi und Nils Frahm auf dem Fuße. Kleine Piano-Motive werden ewig wiederholt, scheinbar willkürlich ausgedehnt und wieder in ihre ursprüngliche Form zurückgespielt, bis sie ihren Reiz schon nach dem ersten Hören verloren haben. „Von der Weite des Ozeans“ hat sich Dirk Maassen für die fünf „Meditationen“ seiner Platte inspirieren lassen. Das ist natürlich vollkommen legitim, aber zur Findung des Klangspektrums seiner Musik hätte es auch das Betrachten einer Lavalampe getan. Aufregender klingt „Ocean“ nämlich nicht. Es sei denn, man will seine Neuronen dauerhaft sedieren. (ML)